

Nr. 43. Posen, den 28. Oktober. 1894.

Russische Rache

Novelle von Alfred Friedmann.
(Fortsetzung.)

Als es dunkel ward, reifte in mir der Plan, meine Siebensachen zu packen und direkt nach dem Permer Gouvernement zu reisen. Halb wahnsinnig sprang ich in wilden Sätzen hinab, während die Sonne hinter den Gebirgen im Westen, alles in einen Brand setzend, hinunterglitt.

So brannte und blutete es in mir.

Nie hatte ich an den Verlust des Mädchens gedacht, in Treue zu dem ich auch den unschuldigsten Kuß auf eine Hand oder Stirn weit von mir gewiesen, und nun versank sie mir, sie, Vermögen, Laufbahn — Pflegeeltern — alles — alles . . .

Man muß aus hellem Tag in finstere Nacht gestürzt werden, etwa ein Erdbeben, einen Schiffbruch, eine verlorene Schlacht mitgemacht haben, um meine Stimmung zu begreifen.

Aber abreisen! Bis ich nach Perm gelangte, war vielleicht die Trauung schon vollzogen. Und wer würde auf mich hören. Er würde mich vielleicht auch ohrfeigen wie den ehrlichen Semenew, aber dann würde ich ihn niederstoßen. — Tollheiten.

Telegraphiren? Meine Einsprache wäre verlacht worden. Geld, Geld allein konnte retten. Aber wäre ich nächtlich in die Häuser Heidelbergs eingebrochen, ich hätte nicht ein paarmal hunderttausend Rubel zusammengescharrt.

Unsinn! Wie wahnsinnig irrte ich umher. Von Kollegien keine Spur mehr, ich verstand nicht, was ich las, meine Freunde hielten mich für verrückt und keinem, keinem stand ich nahe genug, um mich ihm anzuvertrauen. Ich würgte meinen Schmerz hinunter, ich erstickte fast an ihm.

In jenen Tagen fühlte ich, wie sehr ich Sonja geliebt habe.

Ich ging nochmals jede Scene unserer Kindheit in Gedanken durch, und ich bedauerte, daß ich sie damals jenem täppischen Bären entrissen. Da war ich noch jung und hätte den heutigen Schmerz nie gekannt. Und als ich jener anderen Begebenheit, von der nie ein Sterblicher erfahren hat, gedachte, jener Rettung aus dem Waldteich, als ich wieder den süßen, schlanken Mädchenkörper zu sehen, zu fühlen glaubte, da brüllte ich auf vor Wuth und — Eifersucht.

Das — dem Vetter Kulmametow!! Nie! Nein! Es darf nicht sein. Und ich war ohnmächtig — wie zuvor.

Da — es war im November 1876 — traf wie ein Wetterschlag der Mobilmachungsbefehl des Zaren von sechs Armeekorps gegen die Pforte ein.

Das ist nicht das Glück! Aber ein Ausweg! rief es in mir. Mich schlagen, gegen irgend etwas, gegen irgendwen, etwas vernichten, zerstören, da mir selbst alles zerstört, vernichtet wurde, das kühlt, das befreit, das bringt Vergessen!

Kommen werden schwere Zeiten —
Kriegsnoth und Schlachtenbrand —
Wirst auf kühnem Rosse reiten,
Mit bewehrter Hand!
Einen Sattelgurt von Seide
Näh' ich trübgesinnt . . . .
Schlafe, meine Augenweide
Schlaf, mein Herzenskind!

So sang ich mich mit meines Lieblingsdichters Worten zur Ruh!

Die Epoche, die nun begann, kennt Ihr, meine Freunde, so gut wie ich. Wir stellten uns alle dem Zaren zur Verfügung. Die Sonderinteressen schwiegen. Wir glaubten an einen raschen und ruhmreichen Feldzug. Mit dem Halbmond, der auf schwachen Beinen stand, glaubten wir bald fertig zu werden. Nun — von Dezember bis zum April ward ich fortwährend „an die Grenze" nach den Donauländern geschoben, indessen ich doch nur drei Tage gebraucht hatte, um von Heidelberg zu meinem Regimente zu gelangen. Es wurde mir nicht gestattet, die Verwandten im Permer Gouvernement zu sehen. Selbst das Wechseln von Briefen war sehr erschwert; die Verbindung, die Verpflegung, die Kleidung, die Stiefel — alles war mangelhaft. Ich muß gestehen, daß in beinahe viermonatlicher Unthätigkeit ein gut Theil meines Patriotismus in Rauch aufgegangen war. Ich hatte Gelegenheit genug, nochzudenken, und ich fand mich furchtbar abgekühlt.

War es nicht verrückt, einen Krieg zu erklären, wenn man nicht fertig war? Toll von meinem alten Kulmametow, ein junges Mädchen heirathen zu wollen, von dem er nur eines mit Sicherheit behaupten konnte: daß sie ihn nicht liebte? —

Ich hatte inzwischen erfahren, daß er sich auch dem Zaren zur Verfügung gestellt und ein hohes Kommando ganz in der Nähe unserer einstweiligen Garnison führte.

Vielleicht trafen wir gar auf dem Schlachtfelde zusammen? Ein Türke, der mir nie im Leben etwas gethan, sollte mein Feind sein, auf ihn sollte ich schießen, auf ihn durfte ich dreinhauen — aber mein Todfeind, der herz- und gewissenlose Wüstling und Genußmensch, der mir mein Lieb', mein Vermögen, mein Glück und meine Zukunft geraubt, das war mein Waffengenoß, Kamerad und Bruder!

Dostojewski hat Recht, wenn er sagt: „Von den besseren Menschen sind jetzt alle verrückt. — Unbefangen, heiter und froh lebt jetzt nur noch die Mittelmäßigkeit und die Geistesarmuth, übrigens, das ist ja alles einerlei. Die jetzige Epoche ist die Epoche der goldenen Mittelmäßigkeit und Gefühllosigkeit, der Leidenschaft für Rohheit, Faulheit, der praktischen Unfähigkeit

und der Sucht, alles ohne Mühe zu erlangen. Niemand sammelt seine Gedanken, selten erwirbt sich jemand eine Ueberzeugung und harrt dabei aus." Dies und schlimmere Gesinnung, Muth- und Haltlosigkeit, Mißtrauen nach oben und unten lernte ich im Kriege kennen.

Wir waren schon entmuthigt, ehe wir zum ersten Schuß kamen. Doch erlebte ich eine große Freude.

Eines Tages traf Semenew bei uns ein. Er hatte sich losgemacht und wollte neben mir oder unter mir, als mein Beschützer und Berather, als mein Knecht, wenn es nicht anders ginge, dienen. Ich weiß nicht, warum er mich so gern hatte. Ich weiß noch heute nicht, ob er etwas von meiner Abstammung und Herkunft zu verbergen hat. Aber für diesen zweiten Liebesdienst — verdient er mehr als sein Gnadenbrot.

Er mußte mir sofort von daheim erzählen.

Meine Sonja war unvermählt — sie schwur mir in einem Semenew mitgegebenen Briefe aufs neue ewige Liebe, was auch kommen möge — und so gingen wir denn ein wenig — lustiger gegen den Türken.

Endlich kamen wir aus dem befreundeten, rumänischen Galatz über die Donau, in Kähnen, die der Türke jeder Zeit hätte zusammenschießen können, wenn er überhaupt — entgegen seinem Kismet — dagewesen wäre.

Wir gelangten, ohne Widerstand zu finden, bis zum Trajanswall, und auf einem halsbrecherischen Gebirgsgrat, den man nicht für passirbar gehalten und deshalb zu besetzen vernachlässigt hatte, im Osten des Schipkapasses über den Balkankamm. General Gurko war unser Führer, ein Held.

Aber Osman Pascha stellte uns sein befestigtes Plewna entgegen. Es wurde das Massengrab einer ganzen russischen Armee. Vom 11.—15. September 1877 sah der Zar, das gute Väterchen, von einer Tribüne herab, wohl zehntausend anstürmende Russen auf dem Anger von Plewna ins Gras sinken und verbluten. Und dreitausend Rumänen!

Wenn in jenen Tagen Suleiman Pascha und Mehemed Ali sich vereinigt und, anstatt Osman und sich selbst gegenseitig aus Eifersucht und Ehrgier zu schaden, ihm von zwei Seiten zu Hülfe gekommen wären, ich glaube, das russische Heer hätte ein Schicksal gehabt, wie das Napoleonsche nach Moskau. — Ich lag damals im Schipkapaß und Sie, meine Freunde, die Sie ja mit mir gelitten, wenn auch bei einer anderen Division, wissen, wie uns Kälte und Hunger und Fieber decimirte. Ich brauche Ihnen unsere Leiden nicht zu beschreiben. Worte, die besten Federn vermögen es nicht — nur einer hat es fertig gebracht, ein annähernd grausiges Bild vom Kriege zu geben; der Maler Wereschagin. Aber gemalt ists auch noch Poesie! „Ungeschminkt" wars damals entsetzliches, unsagbares Elend. Genug, um einem die Menschheit auf immer zu verleiden.

Nun, nach vielen zwecklosen Siegen, gestellt wie ein edles Wild, versuchte Osman Nuri Pascha, der Ghazi, der Glaubensheld, durchzubrechen. Er wurde geschlagen, verwundet, mit noch 35 000 Mann gefangen ins Innere Rußlands geschleppt. Zar Alexander II. konnte in das entlagerte Plewna hineinsteigen. Ich bin ein Russe, aber ich sage, wenn man von den Thermopylen, von Leonidas spricht, muß man unseres furchtbarsten Heldengegners gedenken.

Ich erinnere mich noch eines Umstandes. Eines Tages erwiderten die Türken in Plewna unser Feuer nicht mehr. Wir jubelten: Die Kugeln sind ihnen ausgegangen! Aber sie feierten nur ihr heiliges Ramazanfest. Sie ließen sich lieber niederkartätschen, ehe sie die Religion entweihten. Und am Geburtstag des heiligen Zaren begannen wir ein Schießen und Morden! Nein! Die Heiden benahmen sich wahrlich wie Maccabäer!

Nun, wir schwärmten bis fast vor Konstantinopel, und mit Zähneknirschen nenne ich den Namen: San Stefano. Man zwang uns zum Frieden — sonst wäre heute Europa wahrscheinlich kosakisch. Albion schickte seine Flotte ins Marmarameer, Lord Beaconsfield nahm sich Cypern, dessen Erde ihm vielleicht einmal als Kopfkissen gedient, Bismarck übertölpelte Gortschakow, und Schuwalow, die Friedenstaube, brachte uns, mit dem Olivenzweig im Schnabel, einige Fetzen türkischen Landes in den Fängen."

„Eigentlich haben wir umsonst geblutet!" fiel Alexis ein.

„Nein, die Omelette war das Zerschlagen so vieler frischer Eier nicht werth. Sitzt uns allen doch seit jenen Balkantagen der Rheumatismus in den Gliedern."

„Wie erging es aber eigentlich Kulmametow?" fragte Gregor.

„Ich habe später noch von ihm gehört. Dann soll er aber eines Tages auf ganz räthselhafte Weise verschwunden sein!"

Loris strich sich seinen Bart, und sein Gesicht, das bei der Erzählung der Kriegszeit nur unendlich traurig gewesen, nahm wieder den Ausdruck finstern Hasses an.

„Sergej Stephanowitsch Kulmametow", sagte er, „wußte sich in die Nähe des Zaren Alexander II. zu drängen, obwohl er schon einmal wegen erwähnter dunkler Dinge verbannt gewesen. Bei uns ist eben alles dunkel und unverständlich. Er avancirte wegen seiner Todesverachtung — denn ja, das muß man ihm lassen, er verachtete den Tod — kurz, er avancirte nach einem siegreichen Scharmützel vor der tödtlichen Griwitzaschanze zum General. — Aber — und das war mein Unglück — Tags darauf ward er verwundet, erhielt eine Türkenkugel ins Bein. Er ließ sich, da keine Hoffnung war, in diesem Feldzuge noch mitzuthun, zurück und auf sein Gut transportiren.

Und er nahm die Gnade und den Alexander Newky-Orden des Zaren mit.

Adam Mickiewicz schrieb vor Jahrzehnten:

„Der General geht brav in's Feuer; trifft die Kugel, lächelt ihm der Zar. Doch blickt einmal der Zar auf seinen Knecht ungnädig, was geschieht? Der General erblaßt, erkrankt, — stirbt am Ende gar!"

In Rußland giebt's auch in derlei Dingen keinen Fortschritt, der erste Mann des Reiches ist nach dem obersten Despoten nur der erste Sklave!"

Nun, General Sergej Stephanowitsch Kulmametow starb nicht! Er muß auf allen Vieren vor Väterchen gekrochen sein, denn der Sonnenstrahl kaiserlicher Gnade leuchtete ihm noch bis auf sein Gut im Permer Gouvernement hinein.

Aber, Kinder, es wird kalt. Laßt uns hinauf in den Salon gehen, wo ein lustig Feuer brennt und, wenn Ihr nicht müde seid oder schläfrig, will ich Euch die Geschichte bei einem steifen Grog zu Ende erzählen!"

So geschah es. In einem der oberen großen Zimmer, das mit allerlei Trophäen aus Loris' Kriegszeiten ausgeschmückt war, mit Tscherkessen- und Turkmenen-Säbeln, eisernen Ring- und Kettenpanzern, Fahnen, die sich auf altpersischen Teppichen kreuzten, mit großen Vasen und bunten Schüsseln aus Damascener Thönereien, saßen die drei Freunde wieder behaglich beisammen.

Ein großes Scheit Holz, der vierte Theil einer Birke, flackerte in dem breiten Kamin und beleuchtete gespenstisch das barocke Gelaß.

Von draußen drang kaum ein Laut, höchstens ein vereinzeltes Anschlagen der Hunde herein. Durch das mächtige Fenster schimmerten verlorene Sterne, und ganz hinten über dem Waldkamm stieg gelb und leuchtend der Vollmond zu den unsichtbaren Gestirnen empor.

„Der Herr General", begann Loris wieder, als ihn seine behaglich vor dem Feuer auf Sesseln ausgestreckten Gäste darum baten, „der Herr General war also in seiner stattlichen Uniform mit all seinen Orden und Kreuzen in Brillanten nach dem Permer Gute zurückgebracht worden. Seine Heilung ging nur langsam vor sich; der endlose Transport hatte ein Wundfieber im Gefolge und, schließlich in seinen vier Wänden angelangt, war er sehr ärgerlich. Er fluchte wie ein Heide, daß er nicht mehr am Kriege theilnehmen konnte, er verwünschte Osman Pascha und geberdete sich, als ob er Konstantinopel ganz allein erobert haben würde.

Für seine Leute begann ein unerträgliches Leben, er peinigte die Niedrigerstehenden, warf sogar allerlei Gegenstände an den Kopf seiner Aerzte und unternahm allen Ernstes, die Familie des guten Pflegevaters und Wohlthäters exmittiren zu lassen.

In dieser schlimmen Zeit hatte die weichherzige Sonja allein einen guten Einfluß auf den Kranken. Sie pflegte ihn, wie sie ihren Vater gepflegt und gewartet haben würde. Und Kulmametow liebte sie, liebte sie in seiner Art. Ungeschlacht, eigenwillig, selbstsüchtig, nicht um ihrer Jugend und eigenartigen Schönheit, sondern um seinetwillen. Er war ein altes Kind, das eine junge Puppe haben mußte. Er war im Stande, sie ganz wie ein wirkliches Kind zu zerbrechen, um zu erforschen, was in ihr stecke, das will besagen, wie sie über ihn dachte, ob sie ihn liebe? — Nun, das glaubte er wohl selbst nicht.

Aber es bedarf wahrhaftig keines großen psychologischen Apparats, um das Verhalten meiner armen Verlobten zu er-

klären. Sie war vielleicht damals von außergewöhnlicher jugendfrischer Schönheit, von bestrickendem Sinnenreiz, aber doch nur ein normales Geschöpf — keine verschrobene Romanheldin und ganz Herz — mit russischem Verstand!

Sie werden sagen, wenn sie ganz Herz war, hätte sie mir, Loris, dem Jugendfreund ihrer Wahl, treu bleiben müssen. Aber dieses Herz blutete, weil man Vater und Mutter auf die russische Landstraße zu werfen begann, ja, meine Herren, begann. Ich stand fern im Kriege: möglicherweise war ich gefallen, todt; vielleicht kehrte ich nicht zurück und die Eltern lebten doch im Elend.

Sie sagte mir das später.

Die Mutter weinte, der Vater war aus Gram und Kummer ganz kleinmüthig, kindisch geworden. Ein unerträglicher Jammer! — Meine Verehrten, es ist immer mißlich, Steine auf seine Mitmenschen zu werfen. Es ist leicht gut sein, wenn man glücklich ist. Meine arme gute Sonja war unglücklich, aber nicht schlecht, als sie mir untreu wurde und den elenden Kulmametow heirathete.

Sie wurde buchstäblich das Opfer des — Leichtsinns meines Wohlthäters.

Sie ward Kulmametow's Frau."

Die beiden Offiziere machten eine Bewegung der Ueberraschung.

„Mein Gott", fuhr Loris fort, „so erstaunlich ist das, wie gesagt, nicht gewesen. Befremdlicher mag es bedünken, daß ich es so ruhig überlebte, daß ich mich nicht erschoß, als ich es erfuhr, und daß wir's alle drei eine geraume Zeit weiter trieben, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Der Krieg dauerte nicht lange. Ich hatte eine kleine Summe erspart, sogar einige Beutestücke — wie das à la guerre so geht, zu Gelde gemacht und wollte von meinem Pflegevater nichts mehr annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

In den Bergen.

Skizze von Gustav Müller-Mann.

(Nachdruck verboten.)

Droben am Wald ward ein Wagen sichtbar, der hinab ins Thal rollte. Schnurrendes Getön des Hemmschuhes, munteres Peitschenknallen war fernhin vernehmbar. Das mit zwei schneeweißen Rossen bespannte, mit einem riesigen Korbkoffer bepackte Gefährt näherte sich zusehends. Die Ankunft eines neuen Sommerfrischlers war für die kleine Schwarzwaldstadt von jeher ein Ereigniß. Es gab nicht Viele, die sich zu ihr in die Berge verloren, andere Gäste dagegen kehrten jedes Jahr wieder. Das immerwährende Peitschenknallen des Kutschers verrieth einen solchen Gast. In der That öffneten sich, sobald der Wagen die ersten Häuser erreicht, viele Fenster, lustiges Winken mehr oder weniger weißer Tücher, ebensolches Schwenken besserer oder abgeschabterer Männerhüte war ersichtlich. Und in Wirklichkeit war's ein alter Bekannter, denn er, Hans Lanz, hielt seinen Einzug.

Wie? Sie kennen ihn nicht, haben noch nie etwas von ihm gesehen oder gehört?

Hans Lanz ist modern, sogar ausgestellter und prämiirter Maler, vor Allem hat er mit seinem oben im Gebirg gemalten „Schwarzwälder Bauer" auf den Ausstellungen Furore gemacht. Er kam nun schon fünf Jahre nach Albstadt, kam stets gern wieder. Das letzte Jahr hatte er allerdings absonderliches Pech, denn Hans Lanz war Reiter; als solcher überschlug er sich mal mit seinem Gaul und brach mehrere Knochen. Das war für die biederen Albstädter eine Gelegenheit, sich ihrem alten Freund erkenntlich zu zeigen und nun ward sein Krankenzimmer, in welches man ihn in Gyps gelegt, nicht leer von Besuchern, Männern, neugierigen Kindern und Mütterchen, seine Vasen nicht frei von schöneren oder geringeren geschmacklich zusammengewürfelten Blumensträußen, seine Sessel nicht ledig leidenschaftlicher Skatspieler, die natürlich nur der guten Sache wegen zu seiner Erheiterung herbeigeeilt.

Nun war er wieder da, gesund an Geist und Körper und das freudige Lüften seiner weißen Reisemütze, die freundlich grüßenden Augen zeigten zur Genüge, wie wohl er sich fühle, wieder in Albstadt zu sein.

Mittlerweile langte der Wagen am Kurhaus an. Der Direktor Roßmann, dessen wohlangelegtes Bäuchlein fast die Einfahrt zum Thorweg hemmte, stand bereit zum Empfang, eine lebendige Empfehlung der Kurhausküche. „Grüß Gott, Herr Direktor, comment vous portorico?" Ein kräftiger Handschlag erschallt und Beide verschwinden in der Thür, die da zum Speisesaal führt.

Andern Tags wußte männiglich, daß Hans seinen Einzug gehalten und er zeigte sich gar bald. Zunächst wurde der schuldige Besuch bei den Honoratioren gemacht der Reihe nach, beim Oberförster, Stadtpfarrer, Doktor und Mühlenbesitzer, bei dem gerade ein Stammhalter — wohl schon der zweite — angekommen. Und dann den Polizeidiener nicht zu vergessen, mit dem Hans vor drei Jahren bereits Schmollis getrunken. Ueberall herzliches Willkommen!

Der Oberförster war immer noch nicht verheirathet und fühlte sich im Gegentheil als Junggeselle äußerst glücklich und zufrieden. Wie so mancher in Albstadt war er entschieden jünger geworden und ward höchstens auf 36 taxirt, vor Allem von zahlreichen sich sehr für ihn und seinen Beruf interessirenden jungen und bejahrteren Damen — wie alt er in Wirklichkeit, wird nicht verrathen. Seine Zimmer-Einrichtung hatte sich seit dem letzten Jahre recht vervollständigt, die Wände vermochten kaum die Menge von Geweihen, Raritäten und Reminiszenzen zu fassen, vor Allem aber erweckte der riesengroße aufgehängte Hirschkopf mit einzig erhaltenem Geweih des Malers ganzes Interesse. Von den Fenstern der Oberförsterei über den Garten hinaus die herrlichste Aussicht. Grüne Felder, durchzogen von silberhell sprudelndem Wasser, eine Mühle im Thal, weiterhin stolz angelegte Villen mit ihren gen Himmel ragenden Thürmen und Zinnen, dahinter Wald, Wald ohne Ende.

Wohl drückte der Waidmann bei den nun kommenden Ausflügen seinem Freund dann und wann ein Gewehr in die Hand, aber dieser hatte keine großen Erfolge zu verzeichnen und selten was Nennenswerthes getroffen. Er hatte den Oberförster stark im Verdacht, daß die Büchse oft blind geladen, dieser den Maler, daß er in Folge etwas kräftig genossenen Alkohols zuweilen wohl auch Mal „schief geladen" habe, daher die geringen Erfolge. Aber das that ja nichts, die Hauptsache war doch die Unterhaltung. Ein erhebendes Gefühl, im Bewußtsein freier Ungebundenheit durch Feld und Wald zu streifen, sich auszuruhen von den Tagen der Arbeit in dumpfer Großstadt, Kräfte zu sammeln für die Anforderungen, die man an ihn für den kommenden Winter in der Kunst stellen würde.

Hellauf lachte der Polizeidiener in seiner urwüchsigen Art, als sein Busenfreund und Zahler so mancher Schoppen sich bei ihm vorstellte. Hans kam wie gerufen, denn es standen für die nächsten Tage gewaltig viel Hochzeiten droben im Gebirg auf dem Programm. Da gab es gar keinen besseren Berather und Begleiter als das „Auge des Gesetzes", mit dem im Bunde man stets vor Rauferei und etwaiger Prügel sicher war. Schlecht waren ja die Bauern nicht, aber der gute Wein und dann die leidige Liebe hatten sie schon so manchmal über den Strang hauen lassen. Hans brauchte nur an's Bärbele vom vorigen Jahr zu denken, dem er in überwallenden Gefühlen den Hof gemacht. Bärbele war aber leider schon in festen Händen und diese festen Hände waren mit Hans in nähere Berührung gekommen. Tags d'rauf war's ein blaues Auge und eine recht kräftig angeschwollene Backe geworden.

Ohne Frage, den glänzendsten Empfang aber fand unser Hans bei seiner alten Freundin, der Obsthändlerin Kubel. Diese Frau lernte er vor Jahren auf eigenthümliche Weise kennen. In der Kirche hatten sie zusammen aus einem Gesangbuch gesungen, nicht gerade sehr melodisch, aber bei der Sache waren sie doch gewesen. Dieser Gesang wurde die Brücke zu einer unverbrüchlichen Freundschaft. Er mußte nun Platz nehmen auf dem vorher noch sorglich mit dem Rücken der Hand abgeputzten Holzsessel und dann ging das Erzählen los, wie's gegangen war seither und was man so erlebt. Die alte Kubel wußte wie früher echte Schwarzwald (Klatsch)-Geschichten zu berichten, die sie mit merkwürdigem Gedächtniß behielt, Geschichten, die einem über die Schlechtigkeit der Welt alle Haare zu Berge stehen ließen. Und dann den guten alten Wein, den die treue Seele ihm vorsetzte, der Schweizerkäse und das frische Obst, Alles mußte er probiren, obgleich es sich nicht gut zusammenreimte. Hans besuchte seine Freundin im silberweißen Haar öfters, denn sie gab ihm mit ihren Erzählungen reichlichen Stoff, den er später zu verarbeiten gedachte. Fragte man ihn, wo er gewesen, so war die stereotype Antwort: „Ich war auf meinem Landgut." Ja, dies „Landgut" war auch Goldes werth.

Abends hockte man meist im „Waldhorn". Sehr nettes gemüthliches Lokal bei aufmerksamer Bedienung und Pilsener Bier, klein aber rauchig. Im Nebenzimmer war's billiger, weil die Gesellschaft gemischter, auch kleiner Garten war da. Marie, des Waldhornwirths Töchterlein, bediente. Blauäugig und blondlockig, ein Kind von niegesehener Treue. Nur mit den Zeitungen stand sie auf Kriegsfuß und die Norddeutschen und deren Sprache machten ihr argen Kummer. Kam sie gar nicht mehr mit ihnen und so manchen an sie gerichteten heiklen Fragen aus, so verschwand sie sofort hochroth im „billigeren Zimmer", den Frager vertröstend: „Da muß ich erst mal Mame frage."

Eines Morgens zog Hans plan- und ziellos durch Albstadts Straßen. Die wenigen theuren Sehenswürdigkeiten in den kleinen Schauläden waren bald gemustert, die Anschläge am alten Lindenbaum, bestehend in verlorenen und gefundenen Sachen und einem sich ankündigenden Rezitator aus Gera schnell gelesen, auch die Vorbereitungen der angekommenen Seiltänzer und ein auf dem freien Platz aufgeschlagenes mit bunten Bildern und Sprüchen verziertes Caroussel konnten ihn nicht lange fesseln. Also auf zum Konversationshaus, die Zeitungen gelesen!

Hans sitzt und liest, nichts stört ihn in seiner Ruhe. Da plötzlich ertönt nebenan im Saale das Klavier, eine weibliche zarte Stimme beginnt mit Singen: „Ich kam vom Walde hernieder, da stand noch das alte Haus", darauf sein Leiblied: „Das Haidegrab." — Wie eigenartig das zu ihm herüberdringt. Jetzt hält's ihn nicht mehr länger bei der Zeitung, er muß doch sehen, was für ein Menschenkind da so hinreißend schön singt. Schnell noch eine Zigarette angesteckt, hinein zum Saal.

Oben auf dem Podium sitzt ein junges Mädchen im weißen duftigen Sommerkleid. Schwarzes üppiges Lockenhaar rollt herab auf die Schultern. Die Sonne, durch die Fenster hereinbrechend, beleuchtet ein eigenartig geschnitten Gesichtchen, grad nicht schön, aber sehr interessant. Die Augen kann er nicht erblicken, die sind fest auf das Notenblatt geheftet. Das Lied ist zu Ende. Hans kann nicht umhin, leise Beifall zu klatschen. Ein paar große Augen, Augen wie er noch nie gesehen, schauen ihn an; schauen auch mißbilligend auf seine Zigarette und den von ihr aufsteigenden Rauch, sie hüstelt leise. Hans versteht den Wink, ärgerlich wirft er seine Zigarette in die Ecke. Sein vis-à-vis am Klavier bemerkt es und dankt ihm, unmerklich das Köpfchen schüttelnd, oder scheint's nur so? Jedenfalls die Hauptsache, sie singt weiter, er belästigt sie also nicht. Es folgt: „Kommt ein schlanker Bursch gegangen."

Hans horcht, soll das vielleicht auf ihn gemünzt sein? Er ist doch auch schlank und wahrhaft nicht häßlich. Seine Eitelkeit erwacht, doch diesmal klatscht er nicht Beifall. Lautlose Stille wiederum im Saal, dann beginnt das „Zauberlied". Er ist wie versteinert, wo hat er nur schon den Refrain gehört? Er erhebt sich, macht eine kurze seinen Dank ausdrückende Verbeugung und geht. Der Saal ist unterdessen belebter geworden, er sieht nichts mehr und beachtet nicht einmal seine nächsten Bekannten, wie im Taumel zieht's ihn hinweg, „Du hast mit Deinem Zauberlied Dich in mein Herz gesungen."

Abends Sitzung im Horn des Waldes. Hans mit dem Oberförster an einem Tisch. Er erzählt gerade seine Begegnung von heute Morgen und beide summen nun die Melodie, die ihn nicht mehr verlassen will, leise vor sich hin. Neue Gäste kommen, unter ihnen, o Wonne, seine unbekannte Sängerin. Man nimmt am selben Tische Platz, die Räume sind eng; ein älterer liebenswürdiger Herr stellt vor. Was hat er gesagt? „Frau und Fräulein Alsen aus Karlsruhe." Die Unterhaltung war bald im Fluß. Hans knüpfte beim Gesang vom Morgen an und bedankte sich nochmals für den Genuß. Mutter und Oberförster sprachen vom Wildern und giftigen Eßpilzen. Rosa Alsen klagte über Langeweile, sie schlug eine kleine Reunion vor. Ja, Tanzen, das war das Richtige. Die ganze Tischrunde nahm sich sofort des Projektes an und man beschloß, gleich am nächsten Tage eine kleine Tanzerei in Szene zu setzen.

Am anderen Morgen prangte dann auch am obligaten Lindenbaum das Plakat: „Tanz-Unterhaltung mit Kotillon und allerhand komischen Randverzierungen, abends halb neun Uhr im Konversationshaus." Nun hieß es laufen und eilen. Zuerst nach einer „Kapelle" telegraphiren, dann die Ueberraschungen zum Kotillon einzukaufen. Kotillon-Ueberraschungen, ja, wenn's die nur in Albstadt gegeben hätte. Solcher Luxus war hier unbekannt. Also welche anfertigen — hin zum Bäcker. Dieser war in der glücklichen Lage, eine große Anzahl gebackener Sterne zu liefern. Beim Krämer und nebendran beim Barbier gab es bunte Plakate vom Pfarrer Kneipp, Dörings Seife mit der Eule u. s. w. Wozu waren denn auch massenhaft alle Jahrgänge der Fliegenden Blätter vorhanden, gar nicht zu erwähnen die natürlichen Blumen zu Sträußen verwendbar? Nun wurde gepappt, geschnitten, gekleistert und gebunden, daß es eine wahre Lust war. Da hingen zwei von den Kuchensternen aneinander — ein Vielliebchen. Hans und Rosa aß es auf, j'y peuse. Als Alles fertig war, musterte man und zählte, das Ergebniß war sehr zufriedenstellend. Da verlor Rosa ihr Vielliebchen, als ihr Hans den besonders schön ausgefallenen Orden Nr. 29 mit dem Bildniß des Pfarrer Kneipp überreichte, hatte sie ihr j'y peuse vergessen — als Geschenk war ein kleines Andenken vorher zwischen ihnen ausgemacht. Am Abend klappte es prächtig. Der Saal war schier überfüllt, dankbares Publikum; die „Kapelle", aus einem tüchtigen Klavierspieler bestehend, that ihr Möglichstes.

Am meisten tanzten natürlich Hans und Rosa, sie flogen nur so durch den Saal. Sie war aber auch leicht wie eine Feder, so gar nichts hatte man im Arm, ein wenig mehr Fülle wäre ihm angenehmer gewesen. Der Kotillon mit seinen tausend Touren war geradezu glänzend, in Albstadt noch nie dagewesen. Spät nachts trennte man sich mit dem Bewußtsein, sich tadellos unterhalten zu haben.

(Schluß folgt.)

Heilung der Diphtheritis?

Es ist vor wenigen Tagen das stolze Wort gefallen: „Dieses Mittel wird in den nächsten zehn Jahren anderthalb Millionen Kinder in Deutschland und Oesterreich vor dem Tode an Diphtherie schützen." Der dies Wort gesprochen hat, ist der außerordentliche Professor an der Universität Halle. Behring, der langjährige unermüdliche Mitarbeiter Robert Kochs, welcher, wie wir schon erwähnten, auch in der Stadt Posen längere Zeit wohnte. Das Mittel, von dem er spricht, entstammt nicht dem Pflanzenreiche und nicht dem Laboratorium des Chemikers, wie fast alle unsere Medikamente: der Säugethierleib, dieses wunderbar fein organisirte, natürliche Laboratorium, hat es präparirt, es ist die Blutflüssigkeit, das „Blutserum" von gegen Diphtherie immunisirten Thieren. Die Tagesblätter haben nicht gesäumt, das Wunderversprechen in alle Welt zu verbreiten. Hunderttausende von Elternherzen ließ es höher schlagen. Und in anderen Hunderttausenden von Herzen begannen kaum verharschte Wunden wieder zu schmerzen und zu bluten. Warum so spät das Heil? Wir bringen diese Nachricht mit der bangen Hoffnung, daß der herrliche Tag wirklich anbrechen möge, dessen erstes, schwaches Morgenroth Behring uns zeigt. Denn so gewaltig der Erfolg schon wäre, wenn diese eine tückische Krankheit wirklich besiegt wäre: weit Gewaltigeres verspräche der erste Erfolg für die Zukunft. Wir müssen für die meisten Todeskrankheiten der Kulturmenschheit, für Masern, Scharlach, Typhus, Tuberkulose, Flecktyphus, Pest u. A. ähnliche Ursachen annehmen, wie für die Diphtherie, nämlich die Invasion belebter Kleinwesen in die Gewebe; und so müßten, wenn sich die Besiegung der Diphtherie bestätigte, in kurzer Zeit sich auch die Mittel finden lassen, welche die anderen Seuchen vernichten. Die Blutserumtherapie hat, das läßt sich nicht bezweifeln, bisher schon unwiderlegbare Thatsachen zu Tage gefördert, die zu großen Hoffnungen berechtigen. Sie hat — im Thierversuch — es möglich gemacht, Thiere unter der Einwirkung ganz ungeheurer Dosen von schädlichen Bakterien und ihrer Stoffwechsel-Produkte gesund zu erhalten, und, was praktisch wichtiger ist, schon erkrankte Thiere von den Infektionskrankheiten zu heilen, selbst nach Einführung von Giftmengen, denen nicht behandelte Thiere unweigerlich erlagen. Es ist gelungen, durch allmähliche Steigerung der Dosen Thiere gegen die mehrhundertfache Giftmenge unempfänglich (immun) zu machen und mit ihrem Blutserum andere Thiere gleichfalls vor den Folgen der Infektion zu bewahren. Wird es gelingen, diese Erfolge auch beim kranken Menschen zu erreichen? Das ist die große, schicksalschwere Frage, deren Antwort nur die Zukunft geben kann. Den ersten Versuch, im großen Stile machen in diesem Augenblicke Behring, und mit fast gleichen Mitteln Aronsohn in Berlin und Roux, der Mitarbeiter Pasteurs, in Paris. Die ersten Versuche sind vielversprechend. Nach den in verschiedenen Berliner Krankenhäusern angestellten, praktischen Experimenten hat sich ergeben, daß das Medikament selbst unschädlich zu sein scheint, und es ist die Sterblichkeit bei Einleitung der Behandlung im ersten Stadium der Krankheit auf eine Ziffer herabgesunken, wie sie kaum je zuvor beobachtet wurde. Wir können nur wünschen, daß diesen Erfolgen kein Mißerfolg nachhinken möge. Aber eine Sicherheit dafür, daß sich diese Hoffnung bewahrheite, — wir sind verpflichtet, das auszusprechen — besteht noch nicht. Noch ist die Anzahl der behandelten Fälle zu gering; noch ist nicht ausgeschlossen, daß der größte Feind jeder kleinen Statistik, der verrätherische Zufall uns seine rosenrothe Brille vor die Augen hält. Noch sind die Gesichtspunkte nicht festgestellt, nach denen man die einzelnen Krankheitsfälle zu sichten hat; noch besteht keine brauchbare Vergleichsmöglichkeit mit den Resultaten der Behandlung früherer Zeiten. Was man früher Diphtherie nannte, war ein klinisches Bild; was man jetzt so nennt, ist ein bakteriologischer Befund, der Nachweis der Löfflerschen Bazillen. Die beiden decken sich oft, aber nicht immer. Wir dürfen also hoffen, aber — wir müssen warten.



Professor Dr. Behring.

* **Die einzige noch lebende Tochter des alten Nettelbeck,** die in Kolberg wohnende fast 80jährige Frau Prediger Louise Heidler, hat der Stadt Kolberg das goldene Kreuz übereignet, welches ihr die Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III., in Anerkennung der Verdienste ihres Vaters, des Bürgers Nettelbeck, um die Erhaltung der Feste Kolberg im Jahre 1807 anläßlich ihres 7. Geburtstages am 15. Februar 1822 zum Geschenk gemacht hat. Am 2. Juli 1894, gelegentlich der 87. Wiederkehr des Tages der Aufhebung der französischen Belagerung Kolbergs, hat die greise Tochter des großen Kolberger Bürgers dieses Kreuz der Stadtgemeinde Kolberg als eine Erinnerung an die ruhmreichen Tage der Bürgerschaft von Kolberg 1807 übereignet. Das Kreuz, das die Inschrift trägt: „Zum Andenken von 1807", befindet sich am Kopfe einer Widmung, welche unter Glas und Rahmen im Magistrats-Sitzungszimmer einen würdigen Platz gefunden hat.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.